

Kurz & kritisch

Auf dem Laufsteg der Eitelkeit, aber mit vollem Einsatz: Andreas Gabalier in der Olympiahalle.
Foto: Dorothee Falke



Da wird einem warm ums Herz

Volksmusik-Rock'n'Roller Andreas Gabalier gastiert in der ausverkauften Olympiahalle. Hier spielt Alpenländisches ins Country-Internationale – und am Ende sind Erschöpfung und Jubel riesig

Warum nur sind an diesem Novemberabend so viele Menschen in Dirndl und Lederhosen in der U-Bahn unterwegs? Die Wiesn ist doch seit Wochen schon wieder um. Ganz einfach: Andreas Gabalier war mit Band in der Olympiahalle.

Der rustikale Bursche aus der Steiermark ist in Sachen volkstümlicher Pop das größte Phänomen seit den Zillertaler Schürzenjägern. Wenngleich die Mischung aus Volksmusik, Rock, Balladen und schwülstigem 90er-Jahre-Italopop damals wie heute funktioniert und nicht wirklich neu ist, so reicht sie, um eine mit 13000 Zuschauern restlos ausverkaufte Halle völlig aus dem Häuschen zu bringen.

Er hat's aber auch drauf, der sympathische Steirer mit der Elvistolle und der angerauten Bluesstimme. Er unterhält bestens, plaudert charmant in seinen Ansagen, parliert spitzbübisch frech über Zwischenmenschliches. Als er vor dem leisen „Amoi seng' ma uns wieder“, in dem er den dramatischen Tod von Vater und Schwester aufarbeitet, um völlige Ruhe bittet und sich nach dem Vortrag artig und sichtlich gerührt für den „Respekt und die Freude am Zuhören“ bedankt, wird einem schon warm ums Herz.

Mag vieles an volkstümlichem Pop und jenem Habitus genau durchkalkuliert sein, solche Momente kommen von Herzen.

Danach geht's mit dem lasziven „Die Beichte“ aus dem neuen Epos „Home sweet home“, das übrigens in der Country-Hochburg Nashville aufgenommen wurde, in eine fulminante zweite Halbzeit. Zwei der stärksten Song des Abends, der Titelsong des neuen Werks und „You're just bein' you“, schönes Americana-Songmaterial, werden wegen der englischen Texte deutlich weniger goutiert als die deutschsprachigen Partynummern.

Der offizielle Teil endet mit einer ausgedehnten Version seines Überhits „I sing a Liad für di“. Minutenlang liegt er danach da, auf dem Laufsteg, der in die Menge führt, völlig ausgepowert, und genießt den frenetischen Jubel. Nach 150 Minuten, zwei Zugaben und einem rotweißen Konfettiregen zieht sich der Volks-Rock'n'Roller zurück.

Bernhard Galler

Mehr als nur Troubadoure

Die Besten: Jonas Kaufmann und Krassimira Stoyanova in Verdis „Trovatore“

Wer hinterfragt schon gerne die Logik eines Operntextes? Verdis „Il Trovatore“ hat es da besonders schwer. Der berühmte Tenor Leo Slezak meinte einmal, er habe den Manrico viele Male gesungen, der Inhalt sei ihm aber stets ein Buch mit sieben Siegeln geblieben.

Dass die Bayerische Staatsoper schon bei der Premiere vor ein paar Monaten dank ausgezeichneten Sängern zumindest musikalisch Licht ins Dunkel brachte, sei ihr hoch angerechnet.

Auch nach einigen Umbesetzungen präsentiert sich „Il Trovatore“ als ein Highlight des Spielplans, Einwände unbegriffen, etwa zu Vitaliy Bilyy: Der Bariton aus der Ukraine gab den Conte di Luna ziemlich eindimensional, mit enger Stimme, die sich erst bei größeren Lautstärken öffnete. Da

brauchte der ebenfalls in Leonora vernarrte Manrico keine Konkurrenz zu fürchten. Jonas Kaufmann bestätigte im Nationaltheater erneut seine herausragende Form. Er wird selber wissen, dass er gut daran tut, die ihm zur Verfügung stehenden Kräfte sinnvoll einzuteilen.

Die Aufführung hielt, was die Festspiel-Premiere versprochen hatte. Das lag auch am hervorragend einstudierten Chor (Sören Eckhoff) und dem prächtig disponierten Staatsorchester. Der sensibel zupackende Dirigent Paolo Carrignani ist für den „Trovatore“ ein Glücksfall.

Wie diesmal auch die Bulgarin Krassimira Stoyanova, eine Leonora von unvergleichlicher Ausdrucksintensität – eine Aristokratin, die sich in unwiderstehlichen Melodiebögen zu artikulieren wusste und so, ganz im Sinne des Stückes, eine faszinierende Gegenposition zu den eher robusten Gesängen Azucenas (Elena Manastina) einnahm.

Volker Boser



Die Bulgarin Krassimira Stoyanova ist eine Leonora von unvergleichlicher Ausdrucksintensität.
Foto: Winfried Hös/Bayerische Staatsoper

Farbzauber mit Selbstironie

Edita Gruberova begeistert ihre Fans im Herkulesaal mit Liedern von Schubert & Strauss

Zugabe Nummer vier singt die Primadonna natürlich „nuur wenn ihr wollt“. Im Bravo-Jubelregen kann man keine kokettere Frage stellen. Aber statt sich selbstgefällig in der euphorischen Antwort ihrer Fans zu wiegen, leistet sich die Gruberova wieder mal das „Klagelied einer Primadonna“ aus Millöckers „Armum Jonathan“ – und schwelgt in Selbstironie.

Wobei die Queen des Belcanto diesen amüsanten Hap-

pen noch aus einem anderen Grund wählt: Sie kann sich mit Verve in die Koloraturhelix werfen und am Ende eines nicht ganz einfachen Liederabends noch einmal so richtig aufdrehen.

Dass Edita Gruberova immer wieder zu Schubert greift, muss man wohl hinnehmen. Sie begegnet diesen Liedern mit einigem Gefühl, taucht ein in Sinnstiefen, gründelt. Und zupft sich dabei einzelne Worte, Silben, Vokale heraus („An die Musik“, „Nähe des Geliebten“, „Lied der Mignon“, „Suleika II“,), um sie zu strahlenden Höhepunkten zu führen. Das Dazwischen gerät dann aber so zurückhaltend,

als säße sie im Puppenglasshaus, manchmal auch, als würde sie im Lucia-Wahnsinn innehalten und in Selbstgespräche verfallen.

Schubert bleibt in diesem Terrarium ein Fremdkörper

Was bei anderen Sängern oft genug eine ökonomische Entscheidung sein mag, ist bei der Gruberova Gestaltung. Bis ins Detail durchdacht. Und doch wird Franz Schubert in ihrem Terrarium immer ein Fremdkörper bleiben.

Ganz im Gegensatz zu Rachmaninow, bei dem sie ihr Organ frei strömen lässt, satt und glühend. Und bei dem sich der äußerst einfühlsame, bislang, aber zu dezent begleitende Alexander Schmalcz endlich aus dem Hintergrund trauf. Vermutlich hätte der Pianist am liebsten gleich mit den „Moments musicaux“ (des Russen) weitergemacht ... aber so profitierten schließlich Richard Strauss' Lieder von dieser Intensität.

Die frühere Super-Zerbinetta war jetzt in ihrem Element, bei Sternenzauber („Leises Lied“, „Der Stern“) und Augenglanz („Breit' über mein Haupt“). Die Töne taucht sie in



Ein echtes Bühnentier ist Edita Gruberova.
Foto: Lukas Beck

sagenhafte Farben, wechselt (fast) mühelos die Lagen, spannt feine Bögen, streut dazwischen giftig bitzelnden Humor und serviert – als Zugaben – „In goldener Fülle“ das „Ständchen“.

Christa Sigg

Gemeinsamkeit im Gegensatz

Begeisterung in der Philharmonie: Konstantin Wecker und Angelika Kirchschrager

Sie schmuggeln. In ihrem gemeinsamen Programm „Liedestoll“ in der Philharmonie verbanden Konstantin Wecker und Angelika Kirchschrager seine politische Lyrik mit ihren Arien von Schubert oder Gedichten von Goethe. „Einschmuggeln“ nennt Wecker das. Angeblich nervös bei diesem doch gewagten Experiment, war ihm dann aber vor allem der Spaß daran anzumerken: Obwohl Wecker und Kirchschrager eine Woche lang in seinem toskanischen Landhaus geprobt hatten, waren sie sich „nicht wirklich sicher, was sie zusammen machen werden“.

Der Mix: außergewöhnlich. Einerseits Wecker mit seinen

kritischen Evergreens wie „Wut und Zärtlichkeit“, dagegen Kirchschrager, die eindeutig dem klassischen Gesang zuzuordnen ist. „Leben ist Brückenschlagen“, singt Wecker. Hier gilt: Musik ist Brückenschlagen.

Er ruft „Empört euch!“, sie bringt Ruhe ins politische Programm

Das zentrale Thema „Brückenschlagen“ wurde in den selten Duetten deutlich. Hier Weckers sonorer Sprechgesang, dort Kirchschragers dramatischer Sopran: Besonders in Goethes „Erlkönig“ bereichern sich die beiden Stimmen durch ihren Kontrast.

Die Wertschätzung, die sich die beiden entgegenbringen, grenzt an Beweisträucherung.



Klassische Salzburgerin und Kraft-Münchner: Angelika Kirchschrager, Konstantin Wecker. F: Gilla Sonderwald

Aber wen stört's, solange das Gesamtkonzept aufgeht.

Egal ob Goethes „An den Mond“, das Wecker vertont hat oder „Empört euch“ mit seinen lyrischen Watschen an Banken und Politiker: Technisch ist das perfekt. Das Spring String Quartett und Percussionist Sebastian Trimolt überboten sich an Enthusias-

mus, nur noch getoppt von Weckers langjährigem Pianisten Jo Barnikel.

Als Linker empfiehlt Wecker „Wehrt euch, widersteht!“; er rezitiert, dirigiert und hastet so über die Bühne, dass die Scheinwerfer kaum folgen können. Kirchschrager bringt Ruhe ins Programm, das trotz allem Aktivismus melanco-

lich wirkt. Was wäre so ein Abend, ohne einen großen Abgang: Wecker und Kirchschrager verabschieden sich zum ersten Mal. Drei Lieder später zum zweiten Mal. Noch ein Gedicht. Nur noch ein Lied, wirklich nur eines. Abschied die Dritte, die Vierte – und immer noch Standing Ovationen.

Tatjana Kerschbaumer